Das Mueseum für Kunst und Altertum in Genf

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751315

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Muſeum für Kunſt und Altertum in Genf

Von Dr. **Johannes Widmer**

Wer von einem Muſeum verlangt, daß es ein Muſenheim ſei, errichtet, nicht um nach außen zu prangen und zu prunken, ſondern aus inniger Vertrautheit mit den darin zu verwahrenden Schätzen heraus, den wird dies Haus gründlich enttäuſchen. Ein gewaltiger Klotz verwirklicht einen Traum, der einer edlern und nachdenklichern Behandlung wert geweſen wäre. Ein Kenner von Genfs künſtleriſchem Erbe braucht ſich nur die Namen Petitot und Liotard, A. W. und R. Toepffer, Calame, Menn zu vergegenwärtigen, und nebenher an Rouſſeau, an Sauſſure, an die Geſchichte, an den baulichen Charakter dieſer Stadt zu denken, um in ſchmerzlicher Unzufriedenheit ſich gegen dies ungefühlte nachgeahmte Ungetüm zu wenden, von dem niemand anzugeben wußte, ob es eine Bank, ein Bahnhof oder was es ſei, wenn nicht einige Namen am Dachfries ihn aufklärten.

Wie außen, ſo ſteht es innen. Eine monotone Folge großer Säle. Nichts Heimliches, Wärmendes, keiner der reizvollen Durchblicke und unerwarteten Harmonien, wie ſie anmutig und ruhevoll das köſtliche Kunſthaus Zürichs erheitern. Überall der ſtaubweiße Schimmer jenes Steins, der gegenwärtig, von Frankreich eingeführt, die überkommene Architektur aller welſchen Städte verdirbt, die in feinem Molaſſegrau ſo mild und vornehm dageſtanden hatten. Die Räume kaum anders als durch gelben oder bräunlichen Leimfarbenanſtrich voll fader Ornamente, oder aber durch Tapeten unterſchieden, die am Tage der Eröffnung ſchon durch hundert Jahre abgeblaßt erſchienen. Groß, geräumig, leidlich licht, ja öfters kraß belichtet iſt das Haus. Aber nicht anders als wie die troſtloſen Schulzimmer, in denen wir unſere Jugend verſaßen, und die nun zum Glück umgeändert und freundlich bemalt werden. Von dieſer Wendung zum Beſſern ſcheint der Architekt des Muſeums nicht die Spur gemerkt zu haben. Es liegt eben, wie das ganze Genf, ſoweit es die Tradition haßt (und fürchtet), vor Paris auf den Knien. Vor Paris, deſſen Schönheit doch ſo ganz äußerlich und von vorgeſtern iſt. Während die

wahre Baugeſittung in England, Holland und Deutſchland zu Hauſe iſt, die plaſtiſche, die kein Louis XVI. und keine Faſſade als religiöſe Werte anerkennt, ſondern das Haus nach dem eigenen Bild, Behagen und Zweck anlegt. Man ſollte meinen, Genf wäre ſelbſtändig genug, aus der lokalen, im alten Muſeum, Athenäum und Palaſt Eynard feſtgelegten Überlieferung heraus ſich ſeine Gebäude modern auszudenken. Es iſt ja eine wahre Luſt das zu tun, und ich unterdrücke ungern eine Skizze, die ich mir zurechtgemacht. Aber ſollte ein ſolcher Auftrag nicht dem erteilt werden, der Genf liebt, ſtatt einem, der mit italieniſchen Unternehmermanieren Pariſer Hefte kopiert?

Es iſt zu ſpät. Eine Gelegenheit wieder verſäumt, was nachgerade unſere Nationalſünde iſt. Sehen wir uns das aufgeſpeicherte Gut des Muſeums an! Es iſt reich genug, nicht nur ein ſtolzes, 4400 Quadratmeter bedeckendes, ſondern ein feines Haus zu füllen und zu ſchmücken. Nun unterbleibt dieſe Wechſelwirkung. Haus und Habe laſſen einander kalt, da ſie wie Mauer und Efeu verwachſen ſollten. Denn auch hier hat, mag ſich die übrige Welt noch ſo regen, die franzöſiſche Gewohnheit des Magazinierens rein nach Geburts- oder Heimatſcheinen obgeſiegt. Am peinlichſten wirkt das natürlich da, wo, wie in der Gemäldegalerie, die höchſte Beſeelung der Werke nach zarteſter Unterkunft und Behandlung ſchreit. Indeſſen ſind auch in der überhaupt ſehr eigentümlichen kunſtgewerblichen Abteilung kraſſe Unbehaglichkeiten eingetreten, während die Altertümer ſich einer Beurteilung ſo lange noch entziehen, bis ſie fertig aufgeſtellt ſein werden.

Drei Abteilungen nämlich umfaßt das Muſeum: Altertum, Kunſtgewerbe, bildende Künſte. Wie überall, iſt der Beſtand an Altertümern vorhiſtoriſcher, orientaliſcher, griechiſch-römiſcher, galliſch-germaniſcher Herkunft auch hier ein Zufallsgebilde, es ſei denn, daß ein genauerer Kenner mittelbare oder unmittelbare Beziehungen darlegte, was angeſichts der prähiſtoriſchen, römiſch-galliſchen und burgundiſchen Perioden Genfs möglich, aber ſehr weitſchichtig iſt. Näher liegt das Kunſtgewerbe in einer Stadt namentlich, wo es von jeher eine ſo große Rolle geſpielt hat. In der Tat ſind an Erzeugniſſen der Juwelier- und Emailtechnik köſtliche Schätze ausgebreitet. Je näher aber die Sammlung der Gegenwart rückt, deſto zweifelhafter, deſto unindividueller und oft widerſinniger werden die Objekte. Und was z. B. an Holzintarſien nach Bildniſſen herzlich unbedeutender ſchweizeriſcher Maler gezeigt wird, iſt

geschmacklos. Alles in allem scheint die Genfer Kunstgewerbeschule, die sich hier zu bilden glaubt, noch sehr der unfruchtbaren Nachahmung des Gewesenen obzuliegen. Immer wieder dieselbe Geschichte.

Am engsten und erbaulichsten mit Genf verwachsen, und für uns Außenstehende wohl am wichtigsten, ist seine Malerei. Vielleicht ist sie nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten am besten aufgehoben, wenn auch selbst in ihrer Gegenwart das peinliche Gefühl magazinartiger Leere und Kälte nicht ganz nachläßt. Vor dem hier entfalteten Bildervorrat würd' ich mir gesagt haben: Schön, da die Malerei in Genf erst um 1750 so recht anhebt, so lassen wir von Italien, dem Niederland und Frankreich her Stoßwellen auf die Calvinstadt einbranden, daß sie sich endlich außer der Theologie und ihrer Magd Philosophie auch dem Schönen, Muntern, Launigen und Lauschigen, dem Schmuck und der Natur öffnen muß, während Rousseau die Pforten des Selbstbewußtseins und des Weltbürgertums auftut, und Saussure die der Alpen und der Angst einstößt. Und dann würd' ich mit Huber und Liotard, mit Adam und Rudolf Toepffer, mit Diday, Calame und Menn gekommen sein, die ihrerseits ihr Licht in die gesamte Schweiz hinaus hätten leuchten lassen. So aber hat man Genf unvermittelt auf sich selbst gestellt, wozu Jean Huber ganz und gar nicht taugt, A. Toepffer auch noch nicht recht, Diday und Calame schon eher, während es mit Europa doch erst durch Menns Bemühungen und Erfolge eng zusammenhängt, mochten die Vorgänger auch viel berühmter sein. Da wäre Liotard statt Huber an den Anfang der Genfer Ära zu setzen gewesen, oder noch vorher Petitot. Immerhin findet man sich dank der jeweilen recht zahlreichen Zeitgenossen rasch zurecht, die jeder mit seiner Eigenart die des Führers vervollständigen. Schön wird diese Harmonie namentlich im Saal Calame und Menn. Diese beiden Meister sind sehr umfassend und überraschend da. Namentlich der meistens nur durch seine an Ruysdael oder Lorrain erinnernde klassische Abendpracht vertretene Calame wächst sich zusehends zum wahren Impressionisten oder mindestens zu einem größer formenden Corot aus, während in Menn der klare, breitströmende und würzig grüne Malstil Daubignys stärker als sonst hervortritt. Darauf tritt der Gast in die Schweiz hinein, deren Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit wohl nirgend anders so zur Geltung kommt wie hier. Allerdings erquicken sie nicht so saftig und süß wie in

Zürich, nicht ſo mild und labend wie in Baſel, ſondern bleiben härter, herber, kälter, teils weil ſie mager und nackt an den öden Wänden hangen, teils weil ſie mehr der Zeichnung als der Farbigkeit wegen ausgewählt worden ſind. Ich erſpare es mir, Namen aufzuzählen, um ſo mehr als nicht der leiſeſte Verſuch einer einleuchtenden Gruppierung gemacht iſt, und die Bilder Opfer einer bequemen Gerechtigkeit und Vollzähligkeit geworden ſind. Dann folgen die Holländer, Spanier, Engländer, Italiener, und, in zwei Sälen, Franzoſen des 18. und 19. Jahrhunderts. Dieſer letzte Raum iſt wieder ein Ruheplatz, wo dem Manne Dankopfer dargebracht werden, der die Wahl mehr liebte als die Zahl, den Gedanken mehr als die Politik, und unter faſt vollſtändigem Ausſchluß fader Akademiker Leute wie Corot, Daubigny, Dupré, Diaz, Troyon, Chintreuil, Courbet, und von früher her Bonington, Géricault und Delacroix zu einem unſterblichen Stelldichein nach Genf lud. London, Paris und Berlin dürfen Genf um dieſe Künſtlerlaube beneiden. Sie bildet mit dem Saal Calame, Menn und Liotard die Daſeinsberechtigung des Muſeums was die reine Kunſt anlangt. Hoch ſteht, mit Pradier als Altem und Rodo als Neuem auch die Skulptur, und Hodlers Marignanogruppe- und Helden verherrlichen auch noch dies Gelaß.

So tragen die Künſte einen vollen Sieg über den Baumeiſter davon. Was werden nun Bern und Baſel tun?

Der Geſangverein

Mitten in einem Steinbruch lag ein Tümpel, der von großen Blättern beſchattet war, und wo der Geſangverein „Froſchenia“ ſeine Übungen abhielt. Jeden Donnerstag Abend!

Es war ein feiner Geſangverein, und nur feine Leute ſangen mit. Waren andere Elemente eingetreten, ſo wurden ſie rechtzeitig hinausgeekelt. Sämtliche Mitglieder hatten Grün als ihre Farbe